

Jugend

MÜNCHEN / 1938 / NR. 11
STADT DER DEUTSCHEN KUNST

Preis 40 Pfennig



J. U. Engelhard



Gesunde Sinnlichkeit

Noch nicht lange ist es her, da glaubten manche Spieler ihre Einstellung zur neuen Zeit dadurch bekräftigen zu müssen, daß sie zu fanatischen Muckern und Sittenpredigern wurden. Sie verboten der deutschen Frau das Rauchen und den Gebrauch kosmetischer Mittel, und entsetzten sich über die Verworfenheit von Frauensimmern, die es wagten, ihre Beine zu zeigen. Die Nacktheit im Bilde war wieder freivol geworden, und man mußte schon schamhaft die Hände vors Gesicht halten, um das Anstößige verholben, aber eifrig durch die Finger zu betrachten — alles unter dem Mantel der „Befinnung“. — Bis es schließlich unserem Propagandaminister zu bunt wurde und er einmal offen aussprach, daß der lebensabjahnende Nationalsozialismus gegen eine gesunde Erotik nicht das Geringste einzuwenden habe, und siehe da: Pönglich öffneten die Sittenprediger von gestern ihre Schleusen und überboten sich an Darstellungen, die man in Paris, gelinde gesagt, als reichlich frei ansehen würde. Nun haben wir die edle Nacktheit, wo sie den schönen Menschen zeigte, gepflegt, solange wir für die „Jugend“ verantwortlich zeichnen. Doch fühlen wir keine Veranlassung, in unseren Darstellungen mit jähher Pönglichkeit den Keiswert der Unterwäsche zu erproben. Da wir bisher keine Mucker waren, haben wir auch jetzt nicht das Bedürfnis, einen Überschuß an Sinnlichkeit zu entfesseln. Wir glauben deshalb, daß unsere Leser es uns nicht überheben werden, wenn wir unserer bisherigen Linie treu bleiben.

Distanz

Professor Jilch — in Wirklichkeit heißt er anders — lebt mit seiner Haushälterin, Frau Schmitt, in einer Villa in Bogenhausen. Er hält auf Würde und Anstand, der Professor, und steht bei seinen Studenten in gebührender Achtung. Während des Faschings nun hatten seine Studenten ihn zu einer festlichen Kneipe aufgeföhrt. Dabei zeigte es sich, daß der zugeneigte Professor durchaus kein Spievelverderber war, daß man mit ihm Pöngel stehen konnte, wenn nur welche dagewesen wären. Professor Jilch gefiel der Abend

in der Tat so gut, daß er die jungen Leute für den folgenden Abend zu sich einlud. Am nächsten Tage wandelte ihn jedoch ein leichter Kater an, der ihn wieder um einige Grade abkühlte. Ob wir der Haushälterin Blumen mitbringen, fragte Theo, der Student, einen seiner Kameraden. Nicht nötig, meinte der andere, er sitzt sie. Na, wer weiß, meinte Theo und brachte Blumen. Als der Professor gegen halb neun seine Gäste

bringen. Als sie jedoch zuletzt nicht gleich erschien, ging der Professor selber. Gerade als er wieder mit der Boule ins Zimmer trat, brach der Hentel ab und das Gefäß fiel mit Krach auf den Boden. In diesem Augenblicke trat die Haushälterin ein. Oskar, schrieb sie, wie oft habe ich dir gesagt, daß du nicht am Hentel anfassen sollst. Es war doch nur geümt! —

Siehst du, flüßerte Theo, ich habe doch recht gehabt!



Seufzer

Ein Münchener Gerichtsvollzieher besuchte vor einiger Zeit das Grüne Gewölbe in Dresden, die Schatzkammer der sächsischen Könige, reich gefüllt mit Diademem, Krönkrönen und Goldschmiedekunst aller Herren Länder.

Der Beamte schritt durch die kostbaren Räume.

Dann konnte er den Seufzer nicht länger im Busen bewahren:

„Hier, wenn man da einmal pflanzen dürfte!“

Soffnung

Neben uns saß, in einer Aufführung von Tristan und Isolde, ein biederes Ehepaar vom Lande. Offenbar hatten die beiden stürmerproben Eheleute wenig Verständnis für die Liebespen des Helden und der schönen Fein. Sie armeten leichtert auf, als Tristan auf seinem Siechbette endlich zusammenank. Als aber der Todwunde sich bei Isolde's letztem Erscheinen nochmals aufraffte, raunte unsere Nachbarin ganz entsetzt ihrem Gatten zu: „O mei, jetzt wird er wieder!“



Die Jugend

Zeichnungen von Maxon



Märzsonne

J. U. Engelhard, München



Das Weltmeisterpaar Ernst Baier — Maxie Herber

J. U. Engelhard

DEUTSCHE MALER:

J. U. Engelhard

Werbekünstler tragen oft die geheime Sehnsucht mit sich herum, einmal Bilder malen zu dürfen, die nicht zweckgebunden sind. Auch J. U. Engelhard, dessen raffige, meisterliche Darstellungen wir von Plakaten und Titelblättern eleganter Zeitschriften her kennen, möchte einmal über seine Tagesarbeit zum „Bilder“-malen kommen. Denn die Werbegrafik ist eine Kunst, die selten gebührend gewürdigt wird, wiewohl sie in ihren besten Leistungen mehr Symbolik, Gestaltungs-kraft und handwerkliches Können verlangt als manche andere Kunst.

Im Ausland aufgewachsen, kam der Künstler an die Münchener Akademie als Schüler Franz von Stucks. Vor der Zeichenkunst dieses „Malerfürsten“ hat er stets die größte Achtung gehabt und nennt sich mit Stolz einen Schüler der Akademie seiner Wahlheimat München, wo er die deutsche Staatsangehörigkeit annahm.

Sein Sinn für das Einfache und Symbolische wies ihn bald auf Plakate, nicht zuletzt auch sein Gefühl für das Elegante und Mondäne, kurz, jenes gewisse Etwas, das so vielen deutschen Malern fehlt. Mit einer einfachen, flüssigen Aquareltechnik, die flüchtig und durch die mehrfarbigen Schichten doch plastisch wirkt, mit den haargenau beobachteten Reflexen der ausgewaschenen Lichter erzielt der Künstler oft erstaunliche Wirkungen.

Es war nicht immer leicht, für die schönen und eleganten Gesichter und Figuren die Modelle zu finden. Doch verriet uns der Künstler, daß seine Tochter, nunmehr in das Stadium der jungen Dame eingetreten, eines seiner entzückendsten Modelle ist und diese Sorgen jetzt überflüssig macht. Aber gerade der Sinn für das Symbolische, der dem Werbegrafiker so notwendig ist, läßt den Künstler im Plakat nicht rastlose Befriedigung finden. Er möchte einmal Bilder malen,

um ihrer künstlerischen Eigenwerte willen. In dem Niederländer deutschen Blutes kommt die tiefere Art des Deutschen durch: Eine romantische Sehnsucht, die ihn an Bildern arbeiten läßt, welche man zunächst in seinem Atelier nicht vermutet. Außer dem figürlichen und Naturstudien, von denen wir hier einige wiedergeben, beschäftigen ihn symbolische Darstellungen, die stark an die deutschen Romantiker, an Friedrich und Kuge anklängen. Gegenwärtig malt er an einem Bilde: Schritt ins Leben. Das junge Mädchen, der mütterlichen Hand entwachsen, wagt im Scheine des neuen Tages den ersten Schritt allein ins Leben hinaus; aber noch ist diese Hand schützend über der Jungen. Das Bild, zu dem erst Skizzen vollendet sind, ist von einer Gedankentiefe und künstlerischen Reife, die uns den Maler Engelhard zeigt, als das was er ist, als den künstlerischen Menschen.



J. U. Engelhard

Die Hose

Von Inge Meudeck

Draußen pfiß der Schneewind durch die Straßen und trostlos grau hingen die Wolken am Himmel. Sie und da klatschten ein paar schwere Schnee-Regentropfen an das große Fenster des Ateliers.

Im Bamin heulte der Wind und eifß daß letzte bißchen Wärme hinaus in den grauen Himmel. Es war eine trostlose Stimmung.

Auch die zwei Menschen, die am Fenster des Ateliers standen und auf die Straße starrten, schienen befallen zu sein von dieser Trostlosigkeit. Manchmal fiel eine Bemerkung, ein Lachen Klang auf, aber es schien mehr Galgenhumor als wirklicher zu sein.

„Was machen?“, fragte das Mädchen.

„Kein Pfennig Geld im Haus und Hunger obendrein.“

„Toll!“, antwortete der Mann und das Mädchen lachte.

„Ich hab' eine Idee.“ — „Wirklich, sag's schnell!“

„Die Hose!“ —

Im Schrank hing sauber über einem Bügel eine graue Hose. Es war eine Sommerhose, die man also jetzt nicht gebrauchen konnte.

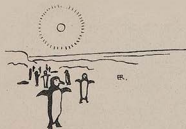
Sie wanderte an das Licht, wurde genau visitiert, gebügelt und gebürstet, so daß man sie kaum von einer neuen Hose unterscheiden konnte.

Wie schon gesagt, der Wind pfiß durch die Straßen, dort unten aber, wo die Häuser ganz klein und gedrückt beisammenstehen, heulte er wie ein Tobfüchtiger.

Alte Kleider baumelten wie Gebenke vor den blinden Schaufenstern und geheimnisvolle Figuren und Gegenstände schimmerten im trüben Licht der Petroleumlampen.

Eine Tür klinkte, eine Glocke schebberte und nach einiger Zeit trat ein Mann aus einem der kleinen Läden.

„Drei ganze Mark! Die leichtsten Stellen konnte sie kaum noch erkennen!“ Und plötzlich pfiß der Wind weniger unbarmherzig. —



Polar-Erlebnis

Von Herbert Timm

Mit einem lästerlichen Fluch lief Serrius aus der Hütte und frachtete die Tür hinter sich ins Schloß, daß die wacklige Bude in allen Planken zitterte. Eine Ladung Schnee löste sich vom Dach und rutschte seitlich herunter, mitten unter die Schlittenbünde. Bosko, der Leitbund, jauchte vor Schreck auf und nach und nach stimmte die ganze Meute in sein langgezogenes Geheul ein. Mit dem Himmel zugewandten Schmauzen saßen die Vögel da und heulten —, heulten, wie es im Inferno nicht schlimmer sein konnte! Sie gaben erst Ruhe, als Bosko einen derartigen Schrei bekam, daß ihm Hören und Sehen verging und er mit einzigenem Schwanz auf die andere Seite der Hütte schlich. Ein schwaches, mittelgroßes Wiesel seiner Gefährten noch, dann wurde es allmählich still um die eingeschneite Hütte auf dem 82. Grad nördlicher Breite.

Geradenwegs in die dämmende Nacht hinein lief Serrius. Grimmige Flüche vor sich hinnermünd, stampfte er durch den Schnee. Nur raus aus dem Dreckloch, in dem man keine Luft mehr bekam! Diese Schinderei mochte aushalten, wer wollte —, er machte nicht mehr mit —, Schluß mit dem Kram —, „Schluß —!“, er brüllte es heraus, wie der verwunderte Eisbär, den er in der letzten Woche vor der Hütte angepöschelt hatte.

Widerjagrad da nicht einer! Wild sah er um sich, nach einem Gegenstand, an dem er seine Wut auslassen konnte. Lächerlich —, wo sollte in dieser verfluchten, weißen Einöde ihm einer widersprechen? Wo nichts lebte, als da oben das Noerdlicht mit seinen suchenden, flammenden Farben, die er einst geliebt hatte, derentwegen er hierher gekommen war. Diese Farben, die berückend wie ein Kaufgüß die Sinne umweltselten und langsam, unauffaltfam ihn an den Rand des Wahnsinns brachten. Ja —, Wahnsinn —, was sollte es anders sein!

Drei Monate lang lag er jetzt als Vorposten der Expedition vom Packeis eingeschlossen. Drei Monate lang und außer ihm gab es nur einen einzigen Menschen in hundert Kilometer Umkreis —, Elkhorn, der jetzt in der Hütte saß und den er nicht mehr sehen konnte, ohne daß ihm rot vor Augen wurde. Elkhorn, desentwillen er hier in der Polarnacht herumstampfte. Hundert Kilometer Umkreis und nur ein Gesicht, neunzig Tage lang das gleiche, ewig gleiche Gesicht, das er

hassen gelernt hatte, wie er niemals geglaubt hätte, hassen zu können!

Anfangs war alles gut gegangen. Der Hauptteil der Expedition hatte beim Eintreten des Polarwinters ein festes Lager bezogen, nur Serrius und Elkhorn, die Unzerrennlichen, hatte es dort nicht gehalten. Man war übereingekommen, daß sie weiter dem Pol zu eine provisorische Station errichten und hier bis zum Eintreffen der Expedition die Vorarbeiten aufnehmen sollten. In hundert Fällen hatte sich ihre Zusammenarbeit bewährt und Professor Derring versprach sich außerordentlich viel von der Unternehmung. Er konnte ja auch nicht wissen, was drei Monate Polareinsamkeit aus zwei Menschen machen kann.

Aber Serrius wußte es —, verdammt, er wußte es! Zuerst hatte man die Einsamkeit ausgekostet wie ein wohlkundendes Bad, das die Glieder löste und die Grundlage gab für ernsthafte Arbeit. Wunderbare Tage gab es, an denen gearbeitet wurde mit dem ganzen Eifer der Entdeckerfreude, und Tage, an denen sie im ungewissen, märchenhaften Schein der Mitternachtssonne vor der Hütte lagen und das ewig wechselnde Spiel des Nordlichts ihnen all die Schönheit gab, die dieses unergündlich lockende Niemandesland zu geben vermochte. Und dazu hatte man einen Kameraden, von dem man wußte, daß man sich auf ihn verlassen konnte. Und das will viel sagen, denn es gibt wenig von dieser Sorte.

So war es jetzt gewesen —, dann waren sie fertig mit ihrer Arbeit, die Messungen waren abgeschlossen und sie hatten nichts mehr zu tun. Und das war gefährlich —, schlimmer als die Eisbären, die des Nachts das Lager umschlichen. Ihre Gespräche versiegten allmählich, sie hatten sich nichts mehr zu erzählen. Wenn man zehn Jahre lang gemeinsam die Welt nach allen vier Himmelsrichtungen durchstreift, dann kennt man die Gedanken des anderen wie die eigenen. Wohl sieht man ab und zu in einen Spiegel, doch muß man sich hüten, es lange zu tun. Dann wird einem das eigene Gesicht unsagbar widerwärtig. Das hatten Serrius und Elkhorn nur zu gut erfahren in diesen drei Monaten. Was zehn Jahre mit ihrem jagenden, rauschenden Leben nicht fertig gebracht hatten, das gelang dieser lähmenden Stille, die mit Zentnerlasten auf der Hütte lag und unerträglich langsam, die beiden zu erdrücken begann.

Was half es, daß sie sich dagegen stemmten —, dieses unheimliche Schweigen war stärker, als der Wille zweier Menschen.

Unmerklich stieg etwas zwischen ihnen auf —, eine Mauer, die höher und höher wuchs und von der keiner wußte, wer sie aufgerichtet hatte. Aber sie war da und nicht wieder fortzuschaffen. Und nun gewann dieses fürchterliche, nervenaufreibende Schweigen doppelte Macht über jeden. Elkhorn vergrub sich in seine Studien und Serrius streifte umher, um Eisbären zu schießen. Dann nutzte auch das nichts mehr und sie begannen zu streiten. Nützliche Anlässe waren es, denn was sollte es schon Großes geben in der Hütte auf dem 82. Breitengrad? Ware es etwas von Bedeutung gewesen, dann hätte es sich beilegen lassen, so aber wurde es immer schlimmer. Wie eine Seifenblase, die aus einem Nichts entsteht und dennoch wächst und wächst zu riesenhafter Größe.

Sie beobachteten einander —, keiner konnte einen Schritt tun, ohne daß sich der misstrauische Blick des anderen wie eine Klette an ihn hängte, dort haften blieb und wieder einen sinnlosen, hysterischen Streit entsetzte. Dann ließen sie voneinander, es herrschte eine Zeitlang Ruhe und das zermürbende Spiel begann von Neuem. Wochenlang ging das so, tagaus —, tagein —, im Schlaf saßen bei das Gesicht des anderen und kämpften auf Leben und Tod. Morgens waren sie in Schweiß gebadet und starrten sich an, als wunderterten sie sich, daß der andere noch lebe.

„Das ist die Hölle —!“ Serrius suchte zusammen und starrte um sich. Wer hatte das gebrüllt? Er merkte plötzlich, daß er die Schneehuhe vergessen hatte —, aber er lief weiter, ohne Ziel —, immer in dies verfluchte Weiß hinein, das kein Ende nehmen wollte. Mit einem Mal hatte er den wilden Wunsch, Elkhorn zu verprügeln —, in das Gesicht, dies fürchterbare Gesicht hineinzuschlagen, um es nicht mehr sehen zu müssen. Seine Flüche suchten bei diesem Gedanken und er spürte schon den heißen Atem des anderen bei diesem Kampf. Da war es ja wieder —, Elkhorns Gesicht! Körperlich nah —, da —, dicht vor ihm! Und jetzt schlug er hinein! Schlag mit aller Kraft, die er besaß —, ein, zwei, dreimal —, schluchzend vor ohnmächtiger Wut. Aber was —, Hölle —, was war das? Der fiel ja nicht um —, der stand ja noch, stand da, als sei

nichts geschehen! Dieses Gesicht! Zu einem furchtbaren Schlage holte Serrius aus —, sah noch, wie Elfhorn ganz leise, wehmütig lächelte —, da war plötzlich alles ausgelöscht, er sah nichts mehr. Fühlte nur einen fürchterlichen Schmerz in den Augen und fiel ins Bodenlose.

Als er wieder sehen konnte, lag er einen Urwaldpfad entlang. Jemandwo im Unterbewußtsein dachte er, daß dies doch eigentlich merkwürdig sei, aber er hatte keine Zeit, sich darüber zu wundern. Wenn man sich von Indios verfolgt weiß, hat man Besseres zu tun. Plötzlich stolperte er —, Teufel —, sein Fuß! Er mußte gebrochen sein. Und hinter ihm waren die Indios! Er hörte sie durch das Unterholz brechen, als er so dalag. Wieviel ihrer Pfeile wohl nötig waren, um ihm den Sarau zu machen? Er spürte schon das Gift in seinen Adern fressen, kreißen —, merkwürdig, er hatte immer gedacht, daß es interessant sein müsse, zu wissen, wie sich der Körper in solchen Fällen verhält. Aber da stand ja Elfhorn neben ihm, riß ihn hoch. „Schnelle Zeit, alter Junge. Ich danke dir.“ — „Quatsch —, sieh lieber zu, daß du laufen kannst.“ „Gerlich, der Keel da neben ihm —, das war das Leben —, das wilde, grausame, wunderschöne Leben!

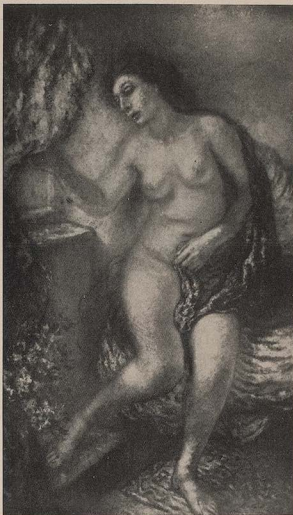
Wo war er denn jetzt geblieben? „Elfhorn —, Elfhorn, ich kann mich nicht mehr halten!“ — „Das Toppiegel, Serrius —, das Toppiegel! Es muß rein —, der Kasten schneißt sonst um, heißt du, festhalten, Serrius —, festhalten!“ — „Zum Teufel —, es geht nicht mehr! Meine Finger —.“

Wenn der Kasten doch nicht so bodenlos schlingern wollte, das — Kann ja — kein Mensch — ausbalten! „Aufhören —, aufhören —!“

Da kam einer die Wanten heraufgefroren. „Beil dich, Elfhorn! Ich muß sonst loslassen —, beil dich!“ — „Festhalten —, nur noch einen Augenblick!“ —, da hatte Elfhorn ihn schon auf der Schulter, schleppte ihn den wildgewordenen Matsch hinunter auf Deck. „Sag noch mal gut gegangen, Junge.“ Er beugte sich herunter, ganz nah sah Serrius sein Gesicht. Ganz nah, riesengroß —, jetzt — schlug er hinein! „Elfhorn — Elfhorn! Ich hab' dich gefesselt wie einen Hund! Ich —“

Was war das? Wo lag er denn —, Schnee, überall Schnee! Wo war Elfhorn? Serrius fing an zu laufen. In namenloser Angst stolperte er durch den Schnee, zurück zur Hütte. Wenn er nicht mehr da wäre —, wenn er ihn allein gelassen hätte in dieser fürchterlichen Einside! Da war die Hütte. „Elfhorn —! Leer? Er war fort —, um Gotteswillen —, er war fort! Das —, das geht nicht, Elfhorn —, das geht nicht! Das ist gegen die Abmachung!“

Wenn ihm etwas passiert wäre? Serrius rannte wieder zurück, brüllte immer wieder den Namen. Stand dann still und



Akt

Alfons Graber, Wien

lauschte. Nichts. Nur die Stille rauschte in seinen Ohren, schwoll an und fiel zurück. „Elfhorn —!“ Jemandwo da hinten verschluckte der Schnee den Namen. Da brach er zusammen.

Seine nächste Empfindung war die, daß etwas glühend heißes durch seine Kehle floß. „Sör' auf —, das Zeug verbrennt mir den Hals!“ Elfhorn richtete sich auf. „Das nächste Mal nimmst du eine Schneibrille mit, verstanden?“ — „Muß ein Koller gewesen sein.“ — „Muß wohl.“ Dann Schweigen. — „Elfhorn?“ — „Ja.“ — „Wo warst du eigentlich vorhin?“ — „Hab' dich gesucht.“ — „Du hast mich gesucht?“ Serrius reckte sich, wie von einer Kiefenlast befreit. „Dann ist es ja gut. Dann — ist es — ja — gut —!“

Realismus

„Warum haben Sie eigentlich, Herr Direktor, die Rolle der Desdemona einer solch unbedeutenden Dilettantin übertragen?“

„Die Frau ist mit dem Darsteller des Othello richtig verheiratet, und da wird die Erwürgungsjene draßlicher!“

Strähne hat Pech.

„Vor einem Monat verliere ich an der Börse zehntausend Mark“, flagt er, „vor acht Tagen stiehlt man mir mein Auto im Wert von sechstausend Mark und gestern hat meine Braut die Verlobung gelöst!“

fragt Funke:

„Das macht summa summarum?“



Altoiria

K. Scheibe, Dresden

Der Nachrichter

Von Hans Herms

Auf dem Schindanger hatten sie wieder einen aufgeknüpft; einen so über die Maßen zähen Dieb, daß die Stadt aufatmete, als der Kerl am Galgen hing. Aber dieser Kerl hatte auch ein über die Maßen zähes Leben. Und nachdem die letzten Gaffer sich verlaufen hatten, zapelte der Gehentke noch einmal so gründlich mit seinen baumelnden Gliedmaßen, daß den Müller, der just in diesem Augenblick vorüberging, schier das Grinsen ankam. Doch der Müller war ein mannhafter Gefell und hatte ein gutes Herz.

„Das Luder muß noch Leben in den Knochen haben“, meinte er. Kurtzig sprang er den Hügel hinan — ein rascher Messerschmitt, und der Schächer glitt in des Müllers starke Arme.

„Wahrhaftig, maujetot ist der noch nicht.“ Rasch legte der Müller den Dieb auf den Rasen, machte ihn vom Stricke frei und bearbeitete ihm ordentlich die magere Gurgel. Da schlug der Dieb die Augen auf.

Der Müller lachte ihn an: „Wenn dir's zum Sterben noch zu bald ist, magst du meinethalben weiterleben.“ Und kurz entschlossen lud er den dürren Burschen auf seine breiten Schultern und trug ihn in die Mühle.

„Da bringe ich einen, der noch nicht sterben wollte“, sprach er zu seinen Aechten und buckelte den seltsamen Gast die knarrende Treppe hinauf. Aus Kornsäcken und muffigen Decken machte er ihm

ein Lager, gab ihm zu essen und zu trinken und wünschte ihm rechte Erholung von seinen ausgestandenen Schrecken. „Und wenn du wieder auf den Beinen stehen kannst, wollen wir sehen, was sich mit dir anfangen läßt.“ Der Müller ging an seine Arbeit und war sich in seinem Innern einig, daß er ein gutes und gerechtes Werk getan haben mochte. Die Kunde von dem leeren Galgen aber flog wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Und als die Bürger hörten, der Müller habe den Dieb dem Leben wiedergegeben, murerten sie wider ihn und zogen vor die Mühle und wollten, daß er den Augenknüpfen herausgebe.

Der Müller aber trat vor sein Haus: „Nein, er bleibt hier! Die Sache nehme ich auf mich. Sobald er wieder laufen kann, mögen die Gerichte mit ihm machen, was sie wollen. Bis dahin aber bleibt er in meiner Hand und unter meinem Dache. Damit basta!“ Und drohnend warf er das Tor ins Schloß. Da trotzteten sie ab und sagten nichts mehr; denn sie wußten, daß der Müller der Reblichen einer war, und wußten, daß Gerechtigkeit ihm oberstes Gesetz bedeutete.

Der Müller sann: „Der Dieb da droben! War ihm seine Strafe nicht genoden! Wenn er weiterleben will, wird wohl ein rechtschaffener Kerl aus ihm werden. Ich habe wie ein Christenmensch getan, und da lasse ich mir nicht dreinreden — von keinem!“ Das Gefinde

gab ihm recht, denn sie kannten ihren Herrn gut.

Als der Müller mit seinem Tagewerk fertig war, ging er hinauf, nach seinem Gaste zu sehen. Der lag, unter Säcken und Decken vergraben, neben sich die bis auf den Grund geleerte Schüssel, mit friedlicher Miene in tiefem Schlaf und schnarchte wie des Müllers große Säge. Da wandte sich der Müller: „Wird schon ein anfänglicher Durchtritt werden!“ Treppauf, treppab durchschritt er noch einmal die Mühle, nach Ordnung und Sicherheit zu sehen, — ob Feuer und Licht gut behütet und das Gefinde zu Hause. Dann suchte er seine Kammer auf.

Mitten in der Nacht wurde der Müller wach; in der Kammer nebenan, in der er in der breiten Truhe sein Geld verwahrt, rumpelte es. Rasch machte er Licht und fuhr in die Hofen. Beherzt tastete er auf die Nebenkammer zu, und mit einem raschen Ruck riß er die Tür auf. Da sah er den Dieb vor der offenen Lade stehen und sah, wie er gerade dabei war, sich alle Taschen voll zu stopfen. Im zähen Schein der Lampe fuhr der Dieb entsetzt zusammen. Auge in Auge ständen sich die beiden Männer, der kleine raselbürte Dieb und der große Kräftige Müller.

„So also dankst du mir das!“, riefte der Müller zornig. „Da bleibst du jetzt stehen!“, fuhr er den Dieb an, und ins nachtschlafende Haus rief er mit Donnerstimme: „He, hallo; wach auf, Gefellen! Hierher! Und bringst Seele mit!“

Schlaftrunken, mit wirrem Haar und offenen Hemdbrüsten, kamen sie über die Treppe getorkelt, wilde Gefellen. Der Müller schob sie an sich vorbei in die Kammer: „Schaut hin, da steht der, den ich dem Leben wiedergegab. So gibt er mir seinen Dank. Los, Gefellen, greift den Schurken und bindet ihn. Und dann hinaus mit ihm auf den Anger und an den Galgen wieder, zu dem er gehört. Sinaus mit dir, du Scheusal! Und diesmal will ich sorgen, daß ganze Arbeit an die getan wird!“

Wleich und schlottend lehnte der Dieb an der Wand. Aus den zögernd sich öffnenden Händen fielen mit silbernem Klingeln die Taler zu Boden. Aber noch ehe er einen Schritt von der Stelle tun konnte, waren die Aechte über ihn her und legten ihn ins Seil.

„Auch die Beine bindet“, gebot der Müller, „und dann auf den Karren mit ihm!“ Der Dieb wehrte sich verzweifelt, aber die Müllersknechte hatten starke Arme und banden gut und fest. Und da er zu brüllen anhub, schlug ihn einer der Aechte auf's Maul, daß er stille ward. Als sie ihn endlich so gebunden hatten, daß er nicht Hände und nicht Füße mehr bewegen konnte, schleppten sie ihn die Stiege hinunter und warfen ihn auf den Meßkarren.

Der Müller voran, ein festes Seil über der Achsel, tappten sie, den holpernden

Karren mit sich ziehend, durch die finstere Nacht den Weidenweg entlang, dem Schindanger zu; in dessen Mitte auf niederem Hügel der Galgen wie ein Mahnmal des Schreckens zum Himmel aufragte. Der Mond war im ersten Viertel und stand noch hinter dem Walde. In den Weiden sang der Nachtwind, und schöhnend fuhr er um das Galgenholz.

Wortlos kamen die Hentzer daher. Am Fuß des Hügels hielten sie an. Der eine nahm vom Müller das Seil und kletterte den Galgenstamm hinauf, während die anderen dem Dieb die Fesseln lösten. Dann schleiften sie ihn zum Pfahl. Der Dieb brüllte wie ein wildes Tier. Der Müller stand mit gekreuzten Armen dabei, erbarungslos.

Zwei Knechte hielten den Dieb, während der dritte ihm die Schlinge um die Gurgel zwang. Dann zogen sie ihn kurzerhand hoch, und der Müller selber band den Strick an Stamme fest. „So, nun ward dir dein Recht! Und alles ist wieder, wie es war und auch sein soll.“ Und zum Stadtor gewandt, aus dem die vom Geschrei des Diebes aufgeschreckten Bürger daberliefen: „Jetzt mögen sie kommen und ihr Urteil sprechen. Ich habe getan, was rechtens war.“ Und zu seinen Knechten: „Kommt, unsere Arbeit ist getan.“

Mit dem polternden Karren fuhren sie wieder dem Weidenweg zu, zur Mühle hinunter. Vom Walde kam der Mond herauf, und düster ragte der hohe Galgen mit dem zweimal Gebenkraft in den fahlen Nachthimmel.

Da kamen sie, einer um den anderen, von der Stadt her und sahen den Dieb. Und als sie erfuhren, wie der Müller zum Nachrichter wurde, fand keiner ein Wort wider ihn.

Liebe Jugend!

Der fünfjährige Maxl bekommt von Großpapa immer ein paar fein säuberlich zusammengelegte Mätzchen Papier in die Tasche gesteckt, falls er „mal raus muß“.

Eines Tages kommt Tante Olga zu Besuch und nimmt den Maxl mit nach Garmsisch. Während der Fahrt dorthin geht die gute Tante mit dem Maxl in den Speisewagen, wo es Kaffee und Kuchen gibt. Nach einer Weile gerühmbamen Sitzens steht die Tante auf und sagt: „So, Maxl, jetzt bleib schon sitzen, ich komm gleich wieder.“

Maxl verspricht artig zu bleiben und sieht der Tante nach, wie sie durch den Gang des Speisewagens schlängert. Als sie eben zur Tür hinaus will, scheint Maxl die Beleuchtung zu kommen, wohin die Tante geht, denn er steht auf und ruft ihr zu: „Du, Tante, brauchst a Papier!“

Zwei Männer, zwei Mädchen

Von Jo Hanns Adler.

„Maria und Marianne. Zwei Mädchen. Blau in blau.“

Sie eilen über die Straße. Vor Spiegelfenstern bleiben sie stehen. Schauen zurück.

„Sind sie noch da?“

„Ja.“

„Eine Frechheit!“

„Uns zu verfolgen!“

„Schon über zehn Minuten!“

„Was sich die Männer alles einbilden!“

„Als ob wir —“

„Wir sehen doch gar nicht so aus!“

Marianne zog ihre Puderboxe.

„Kob sie im Gehen hoch.“

Was hinter ihr lag, spiegelte sich.

„Jetzt sind sie nur noch zehn Schritte entfernt!“

„Kannst du nicht schneller?“

„Nein. Neue Schuhe!“

„Weil du immer 35 kaufst, wo du 36 hast!“

„Du mit deinen 38!“

„37 bitte! Die Männer werden glauben, wir laufen absichtlich so langsam.“

„Ob sie uns ansprechen werden?“

„Ich rufe die Polizei.“

„Das kann man nicht. Schließlich gehen wir ihnen.“

„Eine Frechheit!“

„Ja. Aber kein Verbrechen.“

„Männer sind eben Männer.“

„Die Frauen machen es ihnen zu leicht.“

„Vun glauben sie, jede wäre so.“

„Wie, so?“

„So eben.“

„Es bleibt doch eine Frechheit, uns fo nachzulaufen.“

Sie bleiben stehen.

Eine Straßbahn hält.

„Wollen wir schnell aufspringen?“

„Wozu?“

„Dann sind wir sie los, diese frechen Kerle!“

„Ach!“

Die beiden frechen Kerle. Peter und Paul. Grau in grau.

„Meine Damen —“

„Was fällt Ihnen ein?“

„Belästigen Sie uns nicht!“

„Ich rufe die Polizei!“

Die beiden frechen Kerle.

Sie sind gar nicht frech.

„Entschuldigen Sie bitte, meine Damen — aber gehört das Paket nicht Ihnen?“

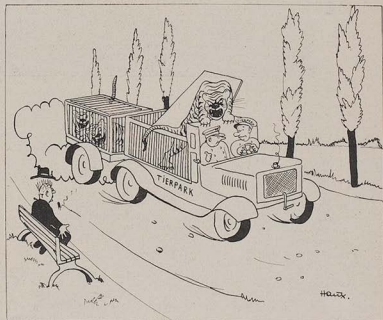
„Was?“

„Dies Paket. Wir fanden es auf der Bank, wo sie saßen.“

„Was?“

„Oh — meine Schuhe!“

„Natürlich, Marianne! Sie läßt alles liegen, meine Herren.“



„Was moanst du, Toni, so a kloane Brotzeit waar jetzt gar net dumm!“



Studie

Rudolf Lengrüsser

„Deswegen sind Sie also —“
 „Bitte!“
 Die beiden frechen Kerle sind leider gar nicht frech.
 „Ich meine, deswegen sind Sie uns also nachgelaufen.“
 „Und wir dachten schon —“
 Die beiden frechen Kerle sind leider wirklich überhaupt nicht frech.
 „Wollen Sie bitte Ihr Paket nehmen?“
 „Bitte. Danke. Ja.“
 „Guten Tag, meine Damen.“
 „Ob — ja — guten Tag — vielen Dank.“

„Na so etwas!“
 „Du hast dich nicht einmal bedankt!“
 „Ich habe Danke gesagt.“
 „Aber nicht schön. Außerdem zahlt man Finderlohn.“
 „Das haben wir vergessen.“
 „Wollen wir ihnen nach?“
 „Selbstverständlich.“
 „Also los! Komm!“

Peter und Paul. Immer geradeaus.
 „Schade um die Zeit!“
 „Mensch! Man muß ihnen doch das Paket geben.“
 „Wenn uns jemand gesehen hätte —“
 „Meine Braut kennt mich.“
 „Du — schau mal — ich werde verrückt!“

„Waa?“
 „Die zwei Gänse da! Kommen uns nach!“
 „Nanu?“
 „Scheint ihnen gefallen zu haben, Paul.“
 „Kein Verbrechen.“
 „Aber ein Irrtum, Paul.“
 „Halts Maul! Was machen wir?“
 „Laufen.“
 „Was sich die Frauen alles einbilden!“
 „Wir sehen doch gar nicht so aus!“
 „Doch. Du schon.“
 „Wollen wir mal fragen, was sie wollen!“
 „Sie werden dich nicht beißen!“
 „Beißen nicht! Aber was das kostet!“
 „Eine Tasse Kaffee!“

„Ja — und drei Stück Kuchen und Sabne und Eis und Telefonieren — und ich muß mal raus und haben Sie nicht Kleingeld —, mein Herr.“

Sie sind stehen geblieben.
Beratfalslagen.

„Also wie denkst du, Paul?“
„Denken!“

„Ja oder Nein?“

„Viel gefragt.“

„Auch die Mädchen sind stehen geblieben. Sie haben Angst.“

„Anbieten können wir ihnen nichts.“

„Aber wir können sie einladen.“

„Einladen?“

„Zu einer Tasse Kaffee in einem Kaffee.“

Peter und Paul. Sie brennen sich eine Zigarette an.

„Ich bin nicht dafür.“

„Ich auch nicht.“

„Wozu eigentlich?“

„Eben.“

Maria und Marianne.

„Lassen wir es lieber.“

„Besser so.“

„Aber eine Frechheit ist es doch!“

„Eine tolle Frechheit, wie sie uns nachgelassen sind.“

Rehrt! Marsch! Jeder nach seiner Seite.

Und Peter und Paul:

„Komisch, was?“

„Nennen uns die so nach!“

bioweilens gute Stellen aus seinen durchgefallenen Werken in neue auf.

Zum Beispiel: Othello.

Kossini sitzt bei der Premiere mit einem Bekannten in der Loge.

Desdemona wird unter den Klängen des Trauermarsches hinausgetragen.

Meint der Nachbar überrascht-schmunzelnd:

„Ist das nicht das Verleumdungs-Motiv aus Aurelian's?“

„Natürlich“, erwidert Kossini voll erster Überzeugung, „Desdemona ist ja doch ein Opfer der Verleumdung geworden!“

Stadt und Land

Auf der Wiese sprang das muntere Ficklein.

Die Städterin lieh, was sie konnte:

„Kette mich! Kette mich, Emil!“

Der Städter:

„Ich bin doch kein Torero!“

Freundinnen

Gute Freundinnen trafen sich.

„Ist Marianne krank?“

„Warum?“

„Weil ich schon seit zwei Monaten keine Verlobungsanzeige mehr von ihr erbielt.“

Jrtum

Mell geht ins Museum.

Ein Führer erklärt alles.

Zeigt Mell:

„Hier hängt ja Beethovens Totenmaske!“

Der Führer stutzt:

„Woher wissen Sie das? Waren Sie schon einmal hier?“

Rossini persönlich

Nacherzählt von Harald Spinner

Pictät

Ein junger Komponist kam zu Kossini, zeigte ihm sein neuestes „Werk“ und dat, Schwächen und Fehler mit einem Kreuz zu bezeichnen.

Nach kurzer Zeit erschien er wieder.

Kossini schmunzelte und gab ihm das Werk zurück.

„Hurra!“ brüllte der Urheber, als er nicht ein einziges Kreuz auf seinen Notenblättern fand, „also ohne Fehler, Meisters?“

„Das nicht“, dußte Kossini eisfalt, „aber es wiederrecht mir, einen Friedhof zu zeichnen!“

Kritik

Komponisten und Kritiker vertragen sich selten.

Francois Joseph Jettis war Kritiker.

Einmal schickte er eines seiner Lehrbücher über Komposition Kossini als „freundschaftlichen“ Wink.

Kossini hat es sicher nie angesehen.

Als er Jettis das nächstemal traf, meinte er mit bedauernden Stirnfalten:

„Schönen Dank für Ihre interessantes Buch, mein Lieber; schade nur, daß ich es nicht früher zu Gesicht bekam, vielleicht wäre dann aus mir doch noch ein Komponist geworden!“

Ouvertüren

Die Ouvertüren Kossinis entstanden meist recht originell; er ließ sich bis zum allerletzten Schluß Zeit und schluderte dann die Noten in stärkster Konzentration aufs Papier.

„Othello“: zwei Tage vor der Premiere, der Meister hat sich in sein Zimmer eingeschperrt, auf dem Tisch Notenblätter und Maffaroni, hinter der Tür der tobende Theaterdirektor.

„Die biblische Elster“: einen Tag vor

der Uraufführung; vier Theaterarbeiter bewachen den Meister auf dem Dachboden der Scala, damit er sich ja nicht vor Beendigung seiner Arbeit aus dem Staub machen könne.

„Lotte d'Orey“: am Tag der Premiere: Kossini steht im Wasser, fischt, hört sich den Bericht eines Bekannten über die spanischen Finanzen an und komponiert zwischendurch.

Autoplgiat

Freilich hatte er es manchmal wirklich schwer, mußte in phantastisch kurzer Zeit seine Opern abliefern.

Er zog die Konsequenz: nahm einfach



„Beil dich mit dem Schwimmunterricht — das Schiff geht unter!“

MORGENMOND

EIN MÜNCHENER KÜNSTLER-ROMAN VON JOHANNA BIRNBAUM

Bisheriger Inhalt: Barbara Bückner, Studentin der Philosophie, fährt der Stadt ihrer Studien und ihrer Sehnsucht, München, entgegen. Dort hat sie bald Freundlichkeit geschlossen mit dem Bildhauer Florian Edel, einem Kunsthändler, der dem Glaspalastreiben des Jahres 1927 recht unfermlich gegenübersteht. Nach vielerlei Erlebnissen mit ihm fühlt sie sich einjam und fernd. Sie sieht sich nach der Uebergenheit des ertelichen Heimes.

9. Fortsetzung.

Das Semester ging dem Ende zu. Barbara hatte einige Prüfungen zu bestehen. — Die letzten Wochen waren mit Arbeit ausgefüllt. Wie sie nur konnte, ging sie Florian aus dem Wege. Lange sahen sie einander nicht. Seine Briefe ließ sie unbeantwortet liegen.

Der Tag der Abreise kam heran. Für den Vorabend hatte sie sich ein Billett zu „La Traviata“ besorgt, weil sie das Alleinsein in diesen letzten Stunden fürchtete. Bald nach dem Essen verließ sie das Haus, um den Weg nach dem Englischen Garten einzuschlagen, gleichsam Abschied nehmend von den liebsten Wegen und Plätzen.

Als sie aus der Haustür trat, sah sie sich Florian gegenüber. „Wohdest du so aus München fort, Bärbel, ohne dich von mir zu verabschieden?“, fragte er mit leisem Verwurf und nahm ihre Hand. Sie fand keine Antwort.

„Du hast mich wohl über deinem neuen Verehrer vergessen! Ja, das ist allerdings ein Mann, der dir eine goldene Zukunft zu bieten

vermag!“ Als sie ihn verständnislos ansah, stieß er erregt hervor: „Den Pierrot vom Turm! Willst du etwa leugnen, daß du mit ihm zusammenstieff?“

„Es war doch nur Verzweiflung; ich wollte mich ablenken“, dachte Barbara.

In der Tat hatte sie eine Einladung in die Familie des Pierrettes angenommen. Seine Mutter, eine lebenslustige, beilere Dame, hatte am Rosenmontag eine Reihe junger Leute zu sich gebeten. Von dem großen Balken aus sah man gemeinsam den Karnivalszug, warf Konfetti und Papierfliegen herunter; die ganze verregnete Gesellschaft hatte Karnivalsmützen getragen, sogar das Händchen bekam eine Halskrause aus buntem Filz um. Nachher wurde getanzt. Barbara hatte sich in der Familie sehr wohl gefühlt.

„Ich schätze Herrn Sommerfeld sehr.“

„Daran habe ich keinen Augenblick gezwifelt — aber —“

„Ja, wir verstehen uns großartig“, übertrieb sie. Es tat so gut, ihn an einer Stelle zu verlegen, an der er sie selbst aufs schmerzliche getroffen hatte.

Florian schien nachzudenken. Dann nickte er: „Das macht, ihr seid aus derselben Welt. Ob du aber deshalb glücklich wirst, Barbara —“

„Liegt dir daran, daß ich glücklich werde?“ Bitter klangen die Worte. Sie hob den Kopf und wollte auf andere Dinge zu sprechen kommen; aber da war etwas, das stärker zu sein schien als ihr Stolz, ihre Selbstherrschung: der Schmerz um Florian kam mit aller Heftigkeit über sie.

„Du hast doch wahrhaftig keinen Grund zur Eifersucht!“, begehrte sie anlassend auf wie ein forchtiges Kind.

Florian horchte auf. War es möglich, daß die kleine Blonde vom „Turm“ schuld sein sollte! Eine Falschingslaune, die er längst ver-gessen hatte!

Das war es also. Eifersucht auf Barbaras Seite.

„Eifersucht!“ sagte er laut und verkehrend, „Eifersucht! Das Ding ist gut! Ja, glaubst du denn, daß ich ewig ein Mönchsbalsam führen kann? Dir den Hof machen — ohne Leben — wie ein ver-liebter Primaner!“

Sein Lachen klang Barbara unheimlich.

„Du verweigert dich mir. Gleichzeitig verlangst du aber, daß ich dir treu bin. Ich finde das reichlich narv. — Du hast kein Recht mehr auf mich!“ Als er sah, wie ihr die Tränen kamen, fügte er ruhiger hinzu: „Wenigstens nicht mehr auf meine Liebe. Ich werde dich weiterhin achten, wir können befreundet sein. Aber meine Liebe hast du dir verwirkt.“

„Florian“, bat Barbara mit bebender Stimme, „ist es denn so schwer, ein Opfer zu bringen, wenn du mich liebst?“

„Nicht nur schwer; einem so gesund empfindenden Menschen wie mir — einem einfachen — unmöglich. — Ich habe es versucht.“

„Unmöglich“, wiederholte Barbara langsam, als müsse sie ihn ver- stehen lernen. Dann aber erklärte sie entschlossen: „Es war herzlos, grausam, vor meinen Augen eine andere zu küssen —“

„Du kannst ruhig leben, was du angerechtet hast. Das Leben ist hart. Du mußt die Kraft haben, die Folgen deines Verhaltens zu tragen.“

Warum diese Weigerung? Es ist so gegen die Natur. Warum? — Deine Erziehung, nicht wahr?“

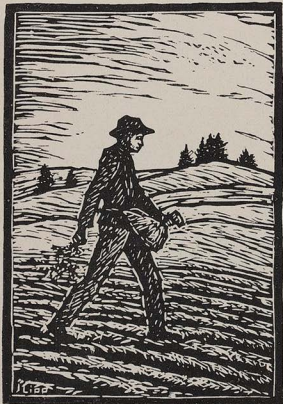
„Es ist noch etwas anderes“, sagte Barbara leise, aber abwehrend und jede andere Erklärung verweigend.

„So sag es mir doch!“, drängte Florian.

„Ich kann darüber nicht sprechen. Aber glaube mir, ich liebe dich endlos.“ Sie sah bittend zu ihm auf.

„Du hättest mir keine Hoffnung machen dürfen.“

„Ja, du hast recht, aber ich möchte dir ja alles für die Zukunft versprechen. Wir gehören doch zusammen, Florian! Wie oft hast du



Holzschnitt

Josef Lipp

das gesagt! Und wie gut haben wir uns immer unterhalten. Deine Kunst —

Er unterbrach sie heftig: „Das gilt mir nichts mehr! Deine schönen Gespräche, deinen geistigen Einfluß brauche ich nicht! Im Gegenteil — das Intellektuelle schadet mir nur. Ich will dich — als Weib — verehrlich zu!“

Klufst übergoß die Fassade des Opernhauses und riß die bunten Mosaiken des Plases aus der Dunkelheit der Nacht. Wagen auf Wagen hielten vor den hohen Säulen und lieferte die Gäste ab.

Das Verspiel hatte schon begannen. Die dunkle Muff Verdis umfing sie wie ein Ahnen vom Welken aller Mäuten, von Abschied und Sterben. Das Stück zog sie ganz in seinen Bann. Als das „Setto il balcone“ herübertrug, nahm Florian Barbaras Hand, und sie schämte sich ihrer Tränen nicht, die ihr übers Gesicht liefen. Wehmütig klagte die Oboe mit, als Violetta ihr „Addio, bil passato dei sogni“ anhub gleich einem alten und doch ewig neuen Volkslied. Unter dem Eindruck des letzten Aktes, in dem alles Erinnerung ist und Verjüngung des Todes, verließen sie die Theater.

Durch das Halbdunkel des Hofgartens schlugen sie den Heimweg ein. Auch wußten ihnen war Frieden in der Stunde des Abschiednehmens. Die Nacht blieb hell. Das Mondlicht geisterte über Tempel und Hallen und gab allem geheimnisvolles Leben. Der Himmel wölbte sich in ewiger Majestät. Es ging auf den Frühling zu. Aber das erste Grün, der erste Vogelklang, die ersten warmen Sonnenstrahlen würden sie nicht mehr zusammen finden. Florian zog Barbara an sich. Auch bei ihnen war alles Verjüngung und Erinnerung — und Zukunft?

Seelige Melodien von Verdis Liebesliedern lagen noch in der sanften Luft der Nacht.

Hätte noch vor Jahresfrist jemand Barbara oder Gisela gegenüber behauptet, ihre Eltern lebten nicht in der denkbar glücklichsten Ehe, so würden sie ihn für einen Narren gehalten haben. Und in der Tat, Bahrrat Bürkner und Frau blühten auf sonnige und reiche Jahre zurück. Von der Mutter Sehnüchelt aus der Enge des Alltags heraus ahnten die Kinder kaum etwas oder hielten ihre Wünsche für längst begraben. Die Freude an den herausragenden Töchtern, die Herzengüte des Gatten und die Nähe des Beamtenlebens stösten Harmonie und Frieden.

„Ja, Frau Bürkner, Sie haben keine Ahnung, welsch ein Martirium die Ehe oft sein kann, Sie bei Ihrem guten Mann!“, so hatte es manchmal geheißen, wenn irgendein Ehestand lang und breit durchgesprochen, oder wenn von seinen beschränkter Damen mit einem Seufzer eine kurze, aber vielsagende Andeutung gemacht war.

Vater Bürkner lebte wahrhaftig auch nur seiner Familie. Die Kinder sollten es sein, die, ohne es zu wollen, Unruhe ins Haus trugen, die Ehegatten voneinander entfernten und eine gewisse Luft sichtbar werden ließen, die durch die Verschiedenheit der Charaktere von voneinander verbanden war. Jetzt erst, nach fünfundsiebzigjähriger Ehe, fandte ihnen das Schicksal Prüfungen, durch die sie zur Klarheit über ihre Gefühle füreinander und über ihre innere Zusammengehörigkeit kommen und durch die sie als reife Menschen im Nachsinner noch weiter reifen sollten.

Der erste ernsthafte Zusammenstoß ereignete sich in jener Zeit, da es bei Gisela feststand, daß sie zur Bühne gehen wollte.

Als Herr Bürkner mit seiner Frau eines Abends allein an dem arabischen Tisch im Eßzimmer saß, wo sie fast drei Jahrzehnte ihre Abende verbracht hatten, — sie gingen selten aus — sagte Frau Bürkner unvermittelt in die Stille der beschaulichen Feststunde hinein:

„Ich habe das Kind heute angemeldet.“ Sie sprach mit erzwungener Ruhe und sah dabei kaum von ihrem Buch auf. Ganz barnlos klangen die Worte wie bunter unbedeutender Bemerkungen, die man den Tag über äußerlich und doch — sie waren der Auftakt zu den bestialischen Stürmen, denen eine Stille ganzamster Art folgen sollte. „Wo daß du sie anmeldest?“, fuhr ihr Mann herum. Seine Augen bekamen einen kalten, stehenden Ausdruck. Alle Gutmütigkeit schied daraus zu schwinden.

Frau Bürkner aber hatte nun die erste innere Erregung überwunden und war gewillt, die Auseinandersetzung, die doch einmal kommen mußte, heute abend auf sich zu nehmen. In der festesten

Überzeugung, daß sie für eine gute Sache stritt, erwiderte sie, sie wäre mit Gisela bei Feuerstein gewesen, dem Regisseur an den städtischen Bühnen.

„Du sprichst doch wohl nicht im Ernst!“ Bürkner schob die Zeitung beiseite. Die Antwort: „Selbstverständlich! Es ist seit langem Giselas Wunsch!“, brachte ihn so völlig aus der Fassung, daß er kein Wort der Erwiderung fand.

Das Schweigen reizte Frau Bürkner. Noch schroffer fuhr sie fort: „Wißt du ihr etwa Hindernisse in den Weg legen? Das wollen wir doch mal sehen! Ich glaube, daß sie die Begabung zur Schauspielerin hat, und ich werde mit allen Kräften für das Kind kämpfen!“

Albert Bürkner schwieg noch immer. Er hätte nie gedacht, daß die Träumereien von Bühne und Film Ernst werden könnten.

„Nun, gibst du mir keine Antwort? So sprich doch!“

Er sah an seiner Frau vorbei. Dann stand er auf und ging, wie um seiner Erregung Herr zu werden, bis ans Fenster, von dem der Blick über die baumlose Straße nur hohe, unschöne Häuser traf. Es war lange still zwischen den beiden Gatten.

„Alles“, fuhr Frau Bürkner endlich fort, „du wirst doch einsehen —“

Er wandte sich barsch nach ihr um: „Gar nichts sehe ich ein! Meine Tochter wird keine Schauspielerin“, unterbrach er sie mit ungewohnter Heftigkeit, „von mir hat sie solche Talente und Wünsche nicht geerbt! Ich will nicht, daß mein Kind auf der Bühne steht! — Schluß! Schluß!“

„Nein, und es ist nicht Schluß, sondern gerade erst der Anfang. Weil du die nun mal in den Kopf gesetzt hast, das Kind zu Hause zu behalten, soll es hier verkümmern und vor Gram und Ärger krank werden!“ Ihr Gesicht bekam jenen drohenden, befehlenden Ausdruck, den er an ihr kannte und von dem er wußte, daß jeder Widerstand nutzlos war.

„Schön“, antwortete er mit dem größten Aufwand an Selbstbeherrschung, „macht, was ihr wollt! Aber laßt mich aus dem Spiel! Ich will mit der ganzen Sache nichts zu tun haben. Die Verantwortung trägt du!“

Mit diesen Worten ließ er seine Frau allein. Aber er legte sich nicht schlafen, obwohl die Stunde ihm nicht zu früh gewesen wäre, sondern nahm Hut und Stiefel und ging aus dem Haus.

Draußen verlor er vergeblich, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß er auch sein zweites Kind weggeben sollte. Wenn sie vorerst auch noch in Hannover blieb, aber wie lange —

Über Giselas Zukunft hatte er sich nie den Kopf zerbrochen. Seitdem sie aus der Schule war, hatte sie Malunterricht genommen. Das füllte einen Teil ihrer Zeit aus. Im übrigen half sie im Haushalt. So hatte er es gern. Wie schön war es, das Kind um sich zu haben! Sich von ihr umjorgen zu lassen! Sie würde wohl bald heiraten, lieb-reizend, wie sie war. Er hing an Gisela mit stöher Vaterliebe. Oft beobachtete er in sich, wie bewundernde Blicke ihr folgten. Mit wohliger Bemutigung nahm er die Komplimente der Kollegen entgegen, wenn Gisela ihn mal im Büro aufsuchte hatte. Doch niemals zeigte er seine Gefühle, einerseits aus einer gewissen Scheu heraus, das Kind womöglich der Mutter zu entziehen, die mit fast abgöttischer Liebe an ihr hing, andererseits, weil er sah, wieviel sie sich dem Kind selbst und geistig zu geben imstande war, während es nach ihm, dem vorzärtlichen, verhöflichen Menschen nicht verlangte.

Diesen Gedanken folgten rein praktische Überlegungen. Weiß Gott, er hätte das Geld lieber für Gisela auf die hohe Kante gelegt, als es dem Luken Feuerstein zukommen zu lassen. Er hatte nie gern mit dieser Masse zu tun und erging sich in einem starken Antisemitismus. Das Schauspielern war eine brotlose Kunst für einen Menschen wie Gisela in diesen Zeiten. Unter Hunderten gelang es mal einem, das Ziel zu erreichen, und auch dann noch unter allerlei Zugeständnissen an schonenlose Künstlermoral. Wenn er daran dachte, sein wohlbehütetes Kind sollte ungaranten Gefahren ausgesetzt sein!

Als Gisela kurz vor elf aus dem Kino nach Hause kam, war Frau Bürkner mit der Lektüre ihres Buches noch nicht viel weitergekommen. Sie hatte nicht mit so hartem Widerstand ihres Mannes gerechnet und gehofft, es würde alles am besten ablaufen, wenn sie ihn vor die vollendete Tatsache stellte.

(Fortsetzung folgt.)



Hotel Stadt Wien am Hauptbhf.
Führende deutsche Kaffeehaus-Kapellen
spielen täglich nachmittags und abends

Café Perzel am Marienpl.
Bekannt gute Küche alle Tageszeiten

Café Orlando di Lasso am Platz
nachm. Konzert **Täglich** abends Tanz

Café Luitpold
Nachmittags u. abends Konzert

Vorzüglich und preiswert speisen Sie
in **GEISEL'S** neuen
EXCELSIOR GASTSTÄTTEN
Auswahlreiche Menus zu RM 1.50 / Löwenbräu-Biere vom Faß

Weinhaus Birk, Kaufingerstr. 33
la Küche von früh bis abends
STIMMUNGS-SCHRAMMELTRIO

Inserieren bringt Gewinn!

Klischees
für Reklamazwecke
Kopier, Einfarbig
& Mehrfarbig
Münchener
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Qualitätsdrucke
Gehen Sie die Jugend Ihren Freunden!
Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrstr. 8-10, Tel. 20763

Gemälde
Bestehen, vorzeitig
München, Markt 41/42
K. Götter-Ödön
München, Odeonpl. 11
Tel. 2344

Dauendecken
Kunststoffe, Füllung
reine Daunen,
39.— RM. an.
W. KAISER,
Nürnberg, Feilerstr. 25

HEINLOTH & Co KDT-GES.
MÜNCHEN 2 N.W. - ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Altertümer
Alvine ging ins Albertinum.
Betrachtete die Funde aus der
Vorseit.
Stand vor zerbrochenen Vasen
und angeschlagenen Töpfen.
Rief Alvine bitter:
„O diese Dienstmädchen!“

Roiffin spöit oibund?
Ja- aber
KAFFEE HAG



Komme zurück — alles vergeben — Jugend wird wieder bestellt!

Münchener Ausstellungen:

- Haus der Deutschen Kunst: Erste Architektur- und Kunsthandwerksausstellung.
- Historisches Stadtmuseum (Das Münchener Exlibris Künstlergenossenschaft (Maximilianstr. 26): Ständige Ausstellung d. M. Künstlergenossenschaft: Gemälde, Plastik, Graphik.
- Kunstverein: Otto Scheinhammer, Gemälde.
- Neue Sammlung: Das Plakat.
- Staatl. Graph. Sammlungen: Niederländische Handzeichnungen, Krieg und Soldatentum in 3 Jahrhunderten.
- Graphisches Kabinett Günther Franke, München, Briener Straße 51: Eugène Delacroix: Lithographien-Folge zu Goethes Faust, Anton Kerschbaumer †: Gemälde, Aquarelle, Neuzugänge aus Ateliers.

Ein kleiner Irrtum

Sie hatten sich durch die Zeitung Fennegelernt, auf der kurzen Hochzeitreise noch lieber gewonnen. Das war auch die höchste Zeit. Ihm war übrigens alles recht — nur nicht das Eisen in den Gasthöfen. Als sie in ihrem jungen Heim landeten, war sein erster Wunsch, ein von den Händen seiner Frau bereitetes Mittagmahl zu genießen. Und das Mahl kam — aber es war kein Genuss! Er konnte das nicht überwinden und machte mit unwilfster Stirn die Bemerkung: „Ja, liebes Weibchen, in der Anzeige, die uns zusammengeführt, las ich doch, du hättest die Hochschule bejucht.“ Zitternd und bangend erwidert die junge Frau: „Das war ein Druckfehler. Ich habe die Hochschule bejucht.“
W. G.

Die Botenfrau von Wiblingen

Von Karl G. Gössele

Kathrin Bentele, die nach den Freiheitskriegen, während deren ihr Mann als Korporal gefallen war, jahrzehntelang den Botendienst zwischen Ulm und Wiblingen versah, hatte einen einzigen Sohn, der Kaver hieß, und der ihr mit zunehmendem Alter eine große Stütze wurde.

Wenige Tage, nachdem dieser Kaver 23 Jahre alt geworden war, mußte er nach Ulm zur Musterung. Als bärenstarker, geradegewachsener junger Mensch wurde er für tauglich befunden, im württembergischen Heer zu dienen.

Der Mutter Bentele paßte das ganz und gar nicht. Die Angst nagte an ihr, es komme ein Krieg kommen und dann ebenso gehen, wie es bei ihrem Mann fällig gegangen war. Und dann dachte sie daran, daß in der Zeit, in der ihr Kaver des Königs Kock tragen würde, ihr Anwesen verlottern müßte, denn sie konnte unmöglich den Botendienst leisten und noch gleichzeitig Haus und Hof ordentlich versehen.

Seidem feststand, daß ihr Kaver einrücken mußte, machte Kathrin Bentele Weg um Weg und Bittgang um Bittgang, um dessen Zurückstellung vom Militär zu erlangen. Sie ging zum Herrn Bürgermeister und zum Herrn Oberamtmann, sie pilgerte zum Bezirksfeldwebel und zum Kommandeur des Regiments, bei dem der Kaver Dienst tun sollte. Sie erhielt aber überall einen ablehnenden Bescheid. Schließlich blieb ihr nur noch ein Weg übrig, und den ging sie, unerschrocken und tapfer, wie sie war.

Eines Tags tauchte sie in Stuttgart vor dem Residenzschloß auf und ließ sich bei König Wilhelm I. von Württemberg melden. Und weil der ein wirklicher Landesvater war, der sich täglich die Zeit nahm, um die Anliegen seiner Untertanen von diesen persönlich sich unterbreiten zu lassen, wurde Kathrin Bentele auch wirklich empfangen.

Sie kauschte, von einem Kammerherrn geführt, hocherbobenen Hauptes über die Treppen des Stuttgarter Schloßes. Die Dracht der vielen Säle wollte sie erdrücken, sie gab aber nicht klein bei und sagte zu sich selbst: „Kathrin, hier ist's ja sehr schön, aber der Baureichthum in Wiblingen ist doch noch so schöner!“ Der Kammerherr fragte, wie sie gesagt habe, da fuhr ihm die Kathrin über den Mund: „Bei



Oswald Malura

Der „Lenbach“ im Hofbräuhaus

Er lebt davon, daß er Gäste auf Postkarten und Bierdeckel zeichnet und auf ihr Wohl trinkt. Bisher ist es allen gut bekommen. Hier sieht man das Original in seiner eigenen Manier gezeichnet

ons ein Wiblinge ist mir net so neu-gierlich!

Schließlich stand sie vor dem Landesvater, der sie lächelnd nach ihrem Begehre fragte. Dieses Lächeln brachte sie aus der Fassung. Sie hatte sich den König immer nur als einen äußerst gestrengen Herrn vorstellen können und nicht als einen gütig lächelnden Menschen. Sie batte ihn einfach mit „Herr König“ anreden wollen, aber nun blieb ihr das Wort im Munde stecken, weil es ihr nicht passend einem Manne gegenüber erscheinen wollte, in dessen Hände die Gewalt über ein ganzes Land gelegt war, und dessen Anitz trotzdem so mild strahlte wie Himmelslicht.

Und plötzlich kam Kathrin der richtige Gedanke. Die Kathrin fiel auf die Knie nieder und sprach: „Herr Jesus Christ von Würtberg, mach mein Kaver vom Militärdienst frei!“ Und dann, begründete sie des langen und breiten, warum sie den Kaver zu Hause nicht entbehren könne.

Der König, der wohl noch von niemand so treubherzig angeredet worden war, war geneigt, dem Wunsche der Bittstellerin stattzugeben, er wollte aber die Kathrin nicht so leichten Kaufs davon kommen lassen, und deshalb sagte er: „Ich gebe ja zu, daß du den Kaver zu Hause nur schwer entbehren kannst, aber denk einmal nach: Was soll aus unserem Vaterland werden, wenn alle Mütter so wie du ihren Sohn freibitten: Es müßte zugrundegehen! Und damit das Vaterland nicht zugrundegeht, muß jeder Württemberger, auch mein Sohn, als Soldat Dienst tun.

Durch diese Rede überzeugte er aber die Kathrin keineswegs. Sie sprach: „Herr Jesus Christ von Württemberg, wenns Vaterland ein Gfabr ist, dann ist's mei Sohn genau so do wie dr deimige. Solang abers Vaterland no net ein Gfabr ist, ist's no recht ond billich, daß dei Sohn beim Militär ist ond dr meinge net. Denn dei Sohn fa sonst nit, dr mei aber ist's Bauer!“

Damit batte sich die Kathrin endgültig durchgesetzt. Der Kaver wurde auf Grund einer königlichen Anordnung vom Militärdienst befreit. Und die Kathrin lebte noch lange glücklich und zufrieden mit ihm zusammen, bis sie der Herrgott von der Erde abberief.

Lebensunterhalt durch Musik!

Du je bläst Posaune.

Und lebt davon.

„Blasen Sie in der Oper!“

„Nein.“

„In einem Sinfonieorchester.“

„Nein.“

„In einer Tanzkapelle?“

„Nein.“

„Wo blasen Sie dann?“

„Dahem.“

„Wie wollen Sie denn davon leben?“

Du je lachst:

„Geben Sie eine Ahnung, wieviel mir die Leute aus der Nachbarschaft jedesmal zahlen, damit ich wieder ausziehe!“

Gespräch in London

Lechner



„Wen würdest Du eigentlich bevorzugen, Mabel, einen Demokraten oder einen Faschisten?“

„Offen gestanden, einen Faschisten; die reden nicht so lang, die handeln!“